

Helmwart Hierdeis

Liebe und Festigkeit. Gedanken zu einem Brief J. H. Pestalozzis

I.

Am 7. Januar 1819 schrieb *Johann Heinrich Pestalozzi* (1746–1827) an seinen englischen Freund *James Pierrepoint Greaves* folgenden Brief:

»Mein lieber Greaves!

Es liegt mir am Herzen, einzelne Feststellungen des vorangehenden Briefes, die die frühe Übung der Selbstverleugnung betreffen, zu erläutern. Erlauben Sie mir, zu diesem Zwecke den Gegenstand meines letzten Briefes in Kürze zu wiederholen. Sollte man mir vorwerfen, ich habe mich zu lange bei einem Lieblingsthema aufgehalten oder sei zu oft auf dasselbe zurückgekommen, dann möge mir zu hoffen vergönnt sein, daß Sie diesen Fehler wenigstens nicht *a u s s c h l i e ß l i c h* der Redseligkeit des Alters zuschreiben werden, sondern auch meiner Überzeugung davon, daß diesem Gegenstand die allergrößte Bedeutung zukommt.

Je mehr ich von der geistigen und sittlichen Not gesehen habe, unter welcher Tausende unserer Mitmenschen leiden, je häufiger ich hohlen Reichtum und glücklosen Glanz bei den höheren Klassen beobachtet habe, je mehr ich den Urquellen jener gewaltigen Erschütterungen, die die Welt erbeben machten und sogar unsere friedlichen Täler vom Kriegsgeschrei und vom Wehklagen der Verzweiflung widerhallen ließen, nachgeforscht habe, desto mehr bin ich in der Ansicht bestärkt worden, daß die unmittelbaren Ursachen von alledem und von gar vielem Elend, das noch zu nennen wäre, in der unrechtmäßigen Überlegenheit liegen, welche die Triebe der niedrigen Natur des Menschen sich über die edlen Kräfte der Seele und über die besseren Neigungen des Herzens angemaßt haben. Ich kann kein anderes in menschlicher Macht stehendes Heilmittel sehen, das dem weitem Wachstum dieses Elends und der weitem Entsittlichung unseres Geschlechts Einhalt gebieten könnte, als den frühzeitigen Einfluß der Mutter, der dahin wirken soll, durch Festigkeit die wachsende Macht animalischer Selbstsucht zu brechen und sie durch Liebe zu überwinden. Das ist das Ziel, das zu erreichen die Übung der Selbstverleugnung mithelfen soll, und deshalb soll die Mutter beim Überwachen der kindlichen Begehren große Umsicht walten lassen.

Ich möchte die Mutter deshalb immer wieder bitten, in ihrer Pflege wachsam zu sein, alles zu tun, was in ihrer Macht steht, und es freudig zu tun, daß nie ein wirkliches Bedürfnis des Kindes unbemerkt bleibt. Solche Gewissenhaftigkeit erheischt nicht nur das körperliche Wohlergehen des Kindes. Eine Pflichtvernachlässigung gegenüber der Seele sollte noch ängstlicher vermieden werden, weil dies einen Schatten auf ihre eigene Liebe dem Kind gegenüber werfen und bei diesem, wenn nicht Zweifel, so doch wenigstens ein Gefühl des Unbehagens hervorrufen könnte, das vielleicht später zum Zweifel führen würde.

Aber aus demselben Grund möchte ich die Mutter bitten, beständig auf der Hut vor ihrer eigenen Schwäche zu sein; sie soll niemals dem Verlangen des Kindes nach Dingen, die nur neue Wünsche erzeugen können oder die bestenfalls überflüssig sind, nachgehen und nie die Begehrlichkeit unterstützen. Was ich Schwäche nenne, mag sie vielleicht Liebe nennen. Sie sollte sich aber überzeugen lassen, daß wahre Liebe ganz anderer Art ist. Die Zuneigung, die sie vielleicht verteidigen möchte, ist bloß animalischer Natur; sie ist ein Gefühl, für das sie nicht verantwortlich ist und dem sie nicht widerstehen kann. Es kann auch bei ihr zur Grundlage des höherstehenden Gefühls der vergeistigten Mutterliebe werden. Aber um letzteres zu-

erleben, muß sie ihr eigenes Herz dem Einflusse geistiger Anschauungen und Grundsätze geöffnet haben. Sie muß selbst dulden und leiden, entsagen und demütig sein können. Sie muß einen höheren Gegenstand ihrer Wünsche, eine reinere Quelle des Genusses kennen als momentane Genugtuung. Sie muß die Erfahrung der Vergangenheit prüfen und die Pflichten der Zukunft erwägen. Ihr eigener Vorteil und ihre eigenen Wünsche dürfen sich nicht den wichtigen Verpflichtungen in den Weg stellen und ihre Hingabe und ihren Eifer für das Wohlergehen anderer nicht schwächen. Ihre Liebe darf sich nicht in erster Linie auf ihr Selbst richten, und ihre Wünsche und Hoffnungen dürfen sich nicht auf die Dinge dieser Welt beschränken.

›Was aus dem Fleische stammt, muß zugrunde gehen.« (Röm. 8,13) So wird auch die Liebe der Mutter zum Kind, falls sie nicht höherer Art ist, dahinsterven, bevor sie imstande ist, etwas zu seinem wahren Nutzen zu tun. Aber wenn ihre Liebe edleren Ursprungs ist, wenn ihre Anstrengungen den Stempel eines ruhigen, milden und gewissenhaften Geistes tragen, dann werden sie ihr die Fähigkeit geben, ihre eigene Schwäche zu überwinden und die erwachenden Gefühlsregungen ihres Kindes durch kluge Leitung zu heben.

Für diejenigen, die nicht oft Gelegenheit gehabt haben, es zu beobachten, ist es unmöglich, sich von der Schnelligkeit und dem Ungestüm einen Begriff zu machen, mit denen der animalische Trieb wächst, falls er sich ohne die heilsame Einschränkung mütterlichen Einflusses selbst überlassen ist. Gewisse Mütter versuchen oft dem Wachstum des Triebes dadurch zu begegnen, daß sie im Kind Furcht vor Strafe erzeugen; dies Mittel wird das Übel aber nur verschlimmern. Das Verbot an sich wirkt schon auf die Begierde aufreizend. Furcht kann nie als sittlicher Zwang wirken; sie wird immer nur ein Reizmittel körperlichen Begehrens sein und die Seele verbittern und der Mutter entfremden.

Dies also wird mit Härte erreicht. Ihre Folgen sind zweifellos so unheilvoll wie die der schwächlichen Nachsicht. Gegen die Gefahren beider Übel kann ich nur immer wieder empfehlen: *Liebe und Festigkeit*.

Bei der Beachtung dieser beiden wichtigsten Grundsätze wird die Mutter mit Befriedigung erfahren, daß das Kind, wenn es aus dem Unvermögen, ihre Beweggründe zu verstehen, sie noch nicht als eine weise Mutter ehren kann, ihr dennoch um der Güte ihres Wesens willen, als einer liebenden Mutter gehorchen wird.«

II.

Das hier vorgestellte Schreiben ist das siebzehnte in einer Serie von insgesamt vierunddreißig Briefen, die *Pestalozzi* in den Jahren 1818/19 an seinen Freund J. P. *Greaves* (1777–1842) in London gesandt hat. Wahrscheinlich ging die Initiative hierzu von dem Engländer aus, der ein Bewunderer von *Pestalozzis* Person, Lebenswerk und Theorie, dessen Ideen auch in England verbreitet wissen wollte. *Pestalozzi* befand sich zu dieser Zeit in *Yverdon* (*Ifferten*), dem letzten Ort seines pädagogischen Wirkens. Dort hatte er seit 1804 eine Armenschule aufgebaut. Aufgrund von Zwistigkeiten mit und unter den Mitarbeitern war sie jedoch zum Zeitpunkt der Briefe an *Greaves* der Auflösung nahe und in der Öffentlichkeit desavouiert.

Greaves, ein ehemaliger Londoner Kaufmann mit einem Hang zur Mystik (PSW, Bd. 26, 1975, S. 367), war 1818 nach *Yverdon* gekommen, um *Pestalozzi* kennenzulernen. Er blieb aus Anhänglichkeit vier Jahre lang dort und unterrichtete die Kinder in der englischen Sprache. Nachdem er weder Deutsch noch Französisch verstand und *Pestalozzi* des Englischen nicht mächtig war, muß die Kommunikation zwischen ihnen etwas mühselig gewesen sein. Das tat aber der beiderseitigen Zuneigung offenbar keinen Abbruch.

Greaves konnte *Pestalozzi* dafür gewinnen, seine Gedanken zur Erziehung von Kleinkindern, die er im »Buch der Mütter« (1803) schon früher niedergelegt hatte (PSW, Bd. 15, 1978, S. 341 ff.), noch einmal zusammenzufassen und sie über ihn als Briefadressaten den Müttern in England bekanntzumachen. *Pestalozzi* kam diesem Wunsch nach und verfaßte die Briefe in deutscher Sprache. *Greaves* hatte einen Tübinger Studenten namens *Christian Friedrich Wurm* ausfindig gemacht, der ein ausgezeichnetes Englisch sprach und schrieb. Ihn beauftragte er mit der Übersetzung. *Pestalozzi*, den *Greaves* und *Wurm* im Jahre 1823 gemeinsam in *Yverdon* besucht hatten, war damit einverstanden.

So erschienen die Briefe in *Wurms* Übersetzung 1827 unter dem Titel »Letters on Early Education« in London (vgl. PSW, Bd. 26, 1975, S. 333). Ob *Wurms* Übersetzung dem deutschen Original völlig gerecht wurde, läßt sich nicht mehr feststellen, weil die Urschrift bis heute nicht gefunden worden ist. Es gibt aber Anzeichen dafür, daß *Wurm* sich durchaus einige Übertragungsfreiheiten gestattet haben muß (PSW, Bd. 26, 1975, S. 332 f.9.).

Der hier vorliegende deutsche Text stellt eine Rückübersetzung von *Heidi Lohner* dar, die 1924 in dem von ihr zusammen mit *Willi Schohaus* herausgegebenen Buch »Heinrich Pestalozzi. Mutter und Kind. Eine Abhandlung in Briefen über die Erziehung kleiner Kinder« erschienen ist.

III.

Pestalozzi handelt in dem zitierten Brief an *Greaves* seiner eigenen Aussage zufolge ein »Lieblingsthema« ab. In der Tat ist unschwer festzustellen, daß ihn dieser Problemkreis zeit seines Lebens theoretisch und praktisch beschäftigt hat: So verkörpert *Gertrud*, die Heldin seines Erziehungsromans »Lienhard und Gertrud« (1781; 1783–87) die gegenseitige Ergänzung und Korrektur von »Liebe« auf der einen und »Festigkeit« auf der anderen Seite in Reinkultur; in den »Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechtes« (1797) stellt *Pestalozzi* die Bedeutung dieses Prinzips für das Zusichkommen der Menschheit dar; im »Brief an einen Freund über meinen Aufenthalt in Stans« (1799) beschreibt er sich selbst als tätigen Vertreter dieser Maxime und verweist auf ihre versittlichende Kraft; in »Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. – Ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten« (1801) zeigt er in appellativer Weise, wie die Mütter bei ihren Kindern durch »Liebe« und durch die gleichzeitige Forderung nach »Gehorsam« die Grundlagen für die sittliche Selbstentwicklung und damit die Disposition zur Gottesverehrung schaffen – und noch im »Schwanengesang« (1826), den er ein Jahr vor seinem Tod verfaßt, läßt ihn das Thema nicht los.

Was macht ihm gerade diese Frage so wichtig?

Eine Antwort darauf läßt sich einmal von der *anthropologischen Sichtweise Pestalozzis* her geben: Im Brief an *Greaves* spricht er unmißverständlich aus, daß er alles Elend der Welt – die geistige Orientierungslosigkeit ebenso wie die sittliche Not, das Vorhandensein von Konflikten in gleicher Weise wie das Geblendetsein von falschen Werten – auf die Unterwerfung der »edleren« Neigungen durch die Triebe der »niederen Natur« zurückführt. Seine Annahmen in den »Nachforschungen« bieten den Kommentar zu dieser Einschätzung: Das Elend der Welt geht aus der Lieblosigkeit der Menschen, genauer: aus einer ungezügelten und egozentrischen Liebe hervor. Sie wird mächtig, wenn dem Menschen die Befriedigung lebensnotwendiger Bedürfnisse versagt bleibt, weil sich dann sein Trieb zur Selbsterhaltung gegen alles auflehnt, was das Individuum als Bedrohung seines Lebens ansieht (vgl. PSW, Bd. 12, 1938, S. 74). An sich ist die Artikulation des Selbsterhaltungstriebes beim Kind etwas Normales,

weil es über ihn seine biologische Existenz sichert, nur stecken hinter ihm Energien, die sich sehr rasch zur Bedrohung für die soziale Umwelt auswachsen können. Noch einmal sei der Brief zitiert: »Für diejenigen, die nicht oft Gelegenheit gehabt haben, es zu beobachten, ist es unmöglich, sich von der Schnelligkeit und dem Ungestüm einen Begriff zu machen, mit denen der animalische Trieb wächst, falls er sich ohne die heilsame Einschränkung mütterlichen Einflusses selbst überlassen ist.«

Eine zweite Antwort bietet sich von der *pädagogischen Leitvorstellung Pestalozzis* her an: Die Erziehung des Menschen ist in ihren wichtigsten Aspekten »häusliche« Erziehung, »Wohnstubenerziehung«, d. h. Familienerziehung. Selbst der Unterricht muß auf »das ganze Leben der häuslichen Verhältnisse gebaut« sein, damit er die Kinder nicht ihrer Welt entfremdet (PSW, Bd. 13, 1932, S. 7). Im Rahmen der Familie aber – und das ist gleichfalls eine Konstante in *Pestalozzis* Werk – liegt die Erziehungsaufgabe überwiegend bei der Mutter (vgl. *I. v. Rappard* 1961). Ihr »Auge« ist es, das die kindliche Entwicklung sorgfältig beobachtet, ihre »allseitige Besorgung« ist die vollständige Antwort auf die kindlichen Bedürfnisse (vgl. PSW, Bd. 13, 1932, S. 8), ihre Liebe weckt die Liebe des Kindes und führt es so zu seiner Menschwerdung. Das gelingt der Mutter aber nur, wenn sie ihre Liebe durch Leid, Entsagung und Demut geläutert hat, wenn ihre Liebe über die »animalische Zuneigung« hinaus vergeistigt und selbstlos geworden ist und sich auf einen Zielpunkt jenseits dieser Welt richtet (theologisch gesprochen: wenn sie mehr »Agape« als »Eros«, mehr »Caritas« als »Amor« ist). Die mütterliche Erziehung – als Erziehung durch die Mutter wie als Prinzip aller Erziehung – steht im Zentrum von *Pestalozzis* pädagogischem Denken, der Verweis auf die Gefahren einer zügellosen Selbstsucht bietet ihm nur Gelegenheit, den Adressaten seiner Briefe zu wiederholten Malen Bedeutung und Aufgaben der Mutter besonders eindringlich vor Augen zu halten und ans Herz zu legen.

Wenn man davon ausgeht, daß Ideen nicht zufällig entstehen, daß sie sich aber auch nicht befriedigend aus allgemeinen historisch-gesellschaftlichen Zusammenhängen heraus erklären lassen, so bietet häufig die Biographie zusätzliche Anhaltspunkte. Das läßt sich zumindest im Hinblick auf den hohen Stellenwert des Mütterlichen bei *Pestalozzi* sagen: Das Kind wurde nach dem Tod seines Vaters vom 5. Lebensjahr an zusammen mit drei weiteren Geschwistern von seiner Mutter erzogen und konnte bei ihr – und bei der im Haushalt mitwirkenden Kindermagd »Babeli« – alle jene Tugenden erfahren (vgl. *I. v. Rappard* 1961, S. 7 ff.), die der Pädagoge später den Müttern zur Verwirklichung aufgibt, ja die für ihn zum Paradigma mütterlicher Erziehung und damit der Erziehung schlechthin werden. Im Zusammenleben mit den beiden Frauen und den Geschwistern verinnerlicht er auch jene Form von »Haushaltung«, die für ihn den Maßstab für alle Erziehungsinstitutionen abgibt. Beide waren mit Sicherheit auch Vorbilder für sein aufopferndes praktisches Tun, wie er es im »Stanser Brief« in anrührender Weise beschreibt:

»Ich war von Morgen bis Abend so viel als allein in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus meiner Hand. Jede Hilfe, jede Handbietung in der Not, jede Lehre, die sie erhielten, ging unmittelbar von mir aus.

Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Auge ruhte auf ihrem Auge. Meine Tränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stans, sie waren bei mir, und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts. Ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste um mich, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank, ich stand an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen; sie wollten es so« (PSW, Bd. 13, 1932, S. 9 f.).

IV.

Pestalozzi Erziehungsdenken und noch mehr die radikale Befolgung der eigenen Grundsätze zu bewundern oder Ehrfurcht vor seinem »pädagogischen Genius« zu empfinden, sind zwar verständliche, aber – bliebe es dabei – doch unproduktive Reaktionen. Die pädagogische Vergangenheit wird für die Gegenwart nur fruchtbar, wenn ihre Zeugnisse mit heutigen Augen gesehen werden, weil nur dann festgestellt werden kann, wo die überdauernden Veränderungsimpulse liegen. Aber wo will die Kritik einsetzen? Enthält der Brief an *Greaves* nicht nur pädagogische Einsichten und Forderungen, an denen nicht zu rütteln ist?

- Wer kann etwas daran auszusetzen haben, daß Kinder auf die wachsame Pflege ihrer Eltern angewiesen sind?
- Welcher vernünftige Erzieher sollte etwas dagegen haben, daß die Bedürfnisse der Kinder sorgfältig registriert und mit Bedacht befriedigt werden?
- Wer hielte es für überflüssig, daß Erzieher sich selbst kontrollieren, inwieweit sie kindlichen Wünschen unreflektiert, aus bloßer Schwäche und Phantasielosigkeit nachgeben, damit sie nicht zu Sklaven kindlicher Willensimpulse werden und zugleich verhindern, daß sich bei den Kindern die Fähigkeit herausbildet, längerfristige Perspektiven zu verfolgen?
- Wer wird nicht *Pestalozzi* darin zustimmen wollen, daß die Furcht vor Strafe nicht nur das Unterdrückte und Versagte unangemessen wichtig erscheinen läßt und daher die »Begierde« danach verstärkt, sondern daß sie auch kein Weg ist, der zur Sittlichkeit führt (sofern Sittlichkeit etwas mit freier Entscheidung für das Gute zu tun hat)?
- Was schließlich das Hauptthema des Briefes angeht, so kann auch kein Zweifel daran bestehen, daß »Liebe«, so unabdingbar sie ist, nicht mit blinder Nachgiebigkeit verwechselt werden darf, und »Festigkeit«, so sehr das Kind den Widerstand des Erwachsenen benötigt, nicht mit Unterdrückung.

Wo also sollte die Kritik ansetzen?

Wer historisch denkt, wird nicht erwarten, daß *Pestalozzi* sich mit seinen anthropologischen Annahmen im einzelnen auf dem Niveau heutiger Erkenntnis bewegt. So läßt sich seine Unterscheidung in niedere (animalische) und edlere (spezifisch menschliche) Triebe bzw. Neigungen nicht mehr aufrechterhalten. Dieses Denken, in dem v. a. das Trennende zwischen Mensch und Tier und demgemäß zwischen den »Schichten« der Seele betont wurde, reicht bis *Platon* zurück und erhielt besonders durch die christliche Theologie eine kulturprägende moralische Dimension. Der Mensch war durch seine Vernunftbegabung die »Krone der Schöpfung« und stand weit über den übrigen Lebewesen. Was er mit ihnen gemeinsam hatte, nämlich seine Triebphäre, war durch die Ratio zu unterwerfen und zu kanalisieren; denn vom »Animalischen« her drohte Gefahr für die Seele des Individuums und für das Zusammenleben der Menschen. Es mußte gebändigt werden, damit der einzelne und die Gattung von der »Tierheit« zur »Menschheit« gelangen konnten.

Die Auffassung, daß es in jedem Menschen, besonders in jungen Jahren, etwas zu unterdrücken gibt, hat in der Erziehungsgeschichte, speziell in der des christlichen Kulturraumes, über fast zwei Jahrtausende hinweg die Erzieher förmlich darauf fixiert, den »gefährlichen« Neigungen und Impulsen aufzulauern und sie dann niederzuhalten, vor allem wenn sie sich im zornigen Widerstand gegen die Erwachsenen (»Trotz«), in der Übertretung von Anweisungen (»Ungehorsam«) oder in sexuellen Handlungen (»Onanie«) äußerten. Die Dokumentationen über Erziehungspraktiken der Vergangenheit, z. B. *Katharina Rutschkys* »Schwarze

Pädagogik« (1977) und »Deutsche Kinderchronik« (1983) oder *Lloyd de Mause* »Hört ihr die Kinder weinen?« (1977) sind voll davon.

Die moderne Anthropologie läßt uns hier klüger sein (was nicht heißt, daß wir uns auch immer klüger verhielten). Sie hat das hierarchische Bewertungsdenken aufgegeben, hält das Verbindende und die Übergänge eher im Blick als das Trennende und fragt nüchtern nach den Ursachen und Funktionen von einzelnen Verhaltensweisen in Relation zur jeweiligen ökologischen und sozialen Situation. Von daher leistet sie auch weniger einem vorschnellen Moralisieren Vorschub, sondern legt dem Erzieher nahe, das Kind mit seinem Verhalten experimentieren und es erfahren zu lassen, wie die Umwelt darauf reagiert.

Soviel an Gesellschaftskritik und Veränderungswillen *Pestalozzi* von *Rousseau* auch gelernt haben mag und wie sehr er sich in den ersten Lebensjahren seines Sohnes Jakob von *Rousseaus* Gedanken einer »negativen«, d. h. auf unmittelbare Lenkung verzichtenden Erziehung einnehmen ließ, so wenig hat er davon in seine Erziehungstheorie übernommen. Vermutlich stand dem sein zu Taten drängender pädagogischer Eros entgegen – und wohl auch der Umstand, daß er es sein Leben lang überwiegend mit vernachlässigten und verwahrlosten Kindern zu tun hatte, deren Weiterentwicklung man nicht einfach vorsichtig begleiten konnte, sondern die auf einen anderen Weg zu bringen waren.

Die Gerechtigkeit verlangt allerdings den Hinweis, daß *Pestalozzi* aus seiner Anthropologie nicht einfach den naheliegenden Schluß zog, daß Härte und Kontrolle die wirksamsten Erziehungsmittel wären, sondern daß er an die erste Stelle die Liebe setzte und in seinem Umgang mit Kindern und Jugendlichen zeigte, was er darunter verstand, nämlich: sich rückhaltlos für die ihm Anvertrauten zu verschwenden. Insofern darf sein Handeln als Fortschritt in Richtung auf eine Humanisierung der Erziehung angesehen werden.

Ein zweiter Einwand betrifft *Pestalozzis* Bewertung mangelnder Selbstbeherrschung oder »Selbstverleugnung« bzw. der ungehemmten »animalischen Selbstsucht«. Seine Einschätzung erzieherischer Handlungsmöglichkeiten steht in einem engen Zusammenhang damit, ja, der schier grenzenlose pädagogische Optimismus setzt eine solche Deutung des »Elends« geradezu voraus: »Elend« in allen seinen Formen muß durch falsche oder fehlende Erziehung mitbedingt sein, damit es durch die richtige Erziehung, durch jene nämlich, die auf der »Liebe« aufbaut, beseitigt oder vermieden werden kann. Auch in diesem Fall vermischen sich pädagogischer Zeitgeist und persönliche Erfahrung; denn einerseits steht *Pestalozzi* noch im Strom aufklärerischer Pädagogik, ist er angesteckt von der euphorischen Vorstellung, man könne den einzelnen wie die Gesellschaft durch Erziehung (wieder) »gut« machen, andererseits sieht er sich durch die Wirkungen seiner eigenen Person auf Kinder und Jugendliche – und gerade auf schwererziehbare – ständig in dieser Anschauung bestätigt. Er fragt daher gar nicht nach den *strukturellen* Ursachen von Elend und geordneten, glücklichen Zuständen, sondern er *personalisiert* deren Bedingungen: So werden Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in der Gesellschaft zu Folgen entsprechender Gesinnungen. Unterschiede hinsichtlich Besitz und Macht zwingen nicht zu einer Umverteilung der Güter und zur Kontrolle der Macht bzw. zur Partizipation an ihr, sondern zu Mildtätigkeit, Hochherzigkeit und verantwortlichem Machtgebrauch auf der einen und zu Fleiß und Gehorsam auf der anderen Seite. Ferner werden Moral und Glück des Individuums wie der Gesellschaft zur Aufgabe und letzten Endes zum Produkt der Erziehung – wenn sich nur genügend Mütter, Väter und Lehrer finden, die in geordneten häuslichen und ihnen nachgebildeten öffentlichen Verhältnissen vorbildlich leben und wirken.

Ein so umfassendes Verständnis von der Rolle der Erziehung bedeutet jedoch, daß alle wesentlichen Entscheidungen innerhalb einer Gesellschaft zu genuin pädagogischen werden und

daß der Pädagogik und den Pädagogen eine Rolle für das Wohlergehen der Menschen und der Menschheit zugewiesen wird, an der sie nur scheitern können. Das führt zum dritten Vorbehalt: Auch wenn es *Pestalozzi* im wesentlichen darauf ankommt, daß *alle Erzieher mütterlich* sind, so haben die Mütter selbst in seinem Erziehungskonzept doch eine zentrale Bedeutung. Dafür ist, wie gesagt, seine eigene Erziehungsgeschichte mit verantwortlich, sicher auch die Selbsteinschätzung seiner Emotionalität: »Gefühle des Mutterherzens waren meine Gefühle«, sagte er von sich (PWS, Bd. 16, 1935, S. 118, zit. n. I. v. Rappard 1961, S. 22). Hinzu kommt, daß er in der Frau die »Zuneigung« zum Kind schon angelegt findet. Sie ist, sagt er im Brief an *Greaves*, »ein Gefühl, für das sie nicht verantwortlich ist und dem sie nicht widerstehen kann«. Es kann sich als »Schwäche« äußern, wenn die Mutter dauernd der kindlichen »Begehrlichkeit« nachgibt, andererseits vermag es, wenn es vergeistigt und durch »Festigkeit« ergänzt wird, das Wesentliche der Erziehung zu leisten, nämlich den Aufbau des sittlichen Charakters.

Ist schon die oben gekennzeichnete *Pädagogisierung der Bedingungen individueller und gesellschaftlicher Prozesse* problematisch, so erst recht die *Maternisierung der Erziehung*. Sie unterschätzt nämlich, wie wir heute wissen, die Möglichkeit der Väter, liebevolle Beziehungen zu den Kindern aufzubauen und Sozialisationsleistungen zu erbringen, die jenen der Mütter vergleichbar sind, und sie vernachlässigt die Bedeutung der Väter beim Geschlechtsrollenerwerb der Kinder. Außerdem läßt sich diese Auffassung leicht als Rechtfertigung dafür heranziehen, daß auch faktisch die Mutter allein für Erziehungsfragen zuständig ist, während der Vater im wesentlichen die Familie ökonomisch zu sichern hat – eine Rollentrennung, aufgrund derer die Mütter immer wieder von außen für das Gelingen der Erziehung verantwortlich gemacht werden und sich auch selbst für verantwortlich erklären, weil sie das frühzeitig gelernt haben. Schließlich bleibt auf diese Weise die Öffentlichkeit weitgehend eine Domäne der Männer – mit allen negativen Konsequenzen für das Selbstbewußtsein, die gesellschaftlichen Aufstiegsmöglichkeiten und die ökonomische Sicherheit der Frauen und Mütter, wie sie sich bis in die Gegenwart hinein nachweisen lassen.

Im Zusammenhang mit der Maternisierung der Erziehung ist *Pestalozzis Mutterbild* zu sehen. Es ist aus seiner Erfahrung mit den Frauen erwachsen, die ihn erzogen haben, und spiegelt gleichzeitig sein pädagogisches Selbstbild wider – zumindest beschreibt es ein Ideal, das er für sich selbst verpflichtend gemacht hat. Sein Bild von der Mutter besteht aus einem Katalog von Verhaltensweisen, die den Haupttugenden der christlichen Überlieferung (Glaube, Hoffnung, Liebe; Klugheit, Tapferkeit, Maß, Gerechtigkeit) nahestehen, aber doch deren »typisch weibliche« Ausprägung bilden. Ein Blick auf die im Brief an *Greaves* von der Mutter geforderten Eigenschaften belegt das. Demnach hat sie *umsichtig* zu sein, *wachsam, freudig handelnd, gewissenhaft, duldsam, leidensfähig, entsagungsvoll, demütig, selbstlos liebend, eifrig für das Wohl der andern, ruhig, milde und klug*. Und über allem soll sie »ihre Wünsche und Hoffnungen ... nicht auf das Diesseits beschränken«.

Niemand wird daran zweifeln, daß diese Tugenden auch in der Gegenwart aktuell sein können, daß ihre Legitimation wenigstens ernsthaft zu prüfen ist. Aber sie erhalten ihren Sinn nur in Ergänzung zu Verhaltensweisen, die es verhindern, daß Frauen und Mütter durch ihre defensive Haltung und ihre Innerlichkeit gesellschaftlich benachteiligt und von Verantwortungsbereichen außerhalb der Familie ferngehalten werden – und wenn die »mütterlichen« Tugenden auch für Männer und Väter selbstverständlich sind. Das wäre schon deswegen wichtig, damit die Kinder an *Mutter und Vater* und damit überhaupt die nachwachsende Generation an *beiden Geschlechtern ein möglichst breites Verhaltensspektrum* erfahren und daran lernen kann.

V.

Die Kritik an *Pestalozzi* (in der nicht behauptet wird, er hätte es zu seiner Zeit besser wissen müssen, sondern die nur herausgreift, was heute nicht mehr ohne weiteres so gesagt und gedacht werden kann) hat den Kernsatz seines Briefes an *Greaves*: »Gegen die Gefahren beider Übel (der ›Härte‹ und der ›schwachen Nachsicht‹; H. H.) kann ich nur immer wieder empfehlen: *Liebe und Festigkeit*«, unangetastet gelassen. Aus ihm spricht offenbar eine Art pädagogischer Urvernunft, an der es, zumindest in dieser Allgemeinheit der Formulierung, nichts auszusetzen gibt. So wird jeder denkende Mensch bejahen, daß Kinder ein gewisses Maß an Liebe benötigen, damit sie am Leben bleiben und selbst lieben lernen.

Das war nicht immer so. Wir kommen erst durch die Geschichtsforschung unserer Tage langsam dahinter, was die Erwachsenen in der Vergangenheit unserem heutigen Verständnis nach an ihren Kindern gesündigt haben und was für ein mühseliger Prozeß es war (und ist?), bis positive Gefühle dem Kind gegenüber in der Kultur verankert waren, und zwar Gefühle von einer Intensität, die das bloße Lebenlassen und Versorgenwollen des Nachwuchses überstieg. Wie es dazu kam, welche ideellen und materiellen Bedingungen dabei zusammenwirken mußten, kann hier nicht ausgebreitet werden. Dazu gibt es heute eine umfangreiche Literatur. Nur: So selbstverständlich uns die Liebe zum Kind gegenwärtig zu sein scheint, ist sie in der Geschichte nicht, weil sie *überwiegend kulturell*, d. h. *durch Lernen weitergegeben* wird und *nicht genetisch*. Und niemand garantiert, daß sie uns unter bestimmten Bedingungen nicht wieder verlorengehen kann.

Was wir »Liebe zum Kind« nennen, ist zwar auch ein Gefühl, aber es ist weder immer in gleicher Stärke vorhanden, noch wird es von jedem Kind in gleicher Weise ausgelöst. Für das Kind kommt es weniger auf die direkte und dauernde Mitteilung positiver Gefühle durch die Erzieher an als auf eine unaufhörliche Kette richtiger Verhaltensäußerungen. In diesem Sinne läßt sich sagen: Das Kind ist nicht auf die *Liebesgefühle* der Eltern angewiesen, sondern auf die immer wiederkehrende Erfahrung mit ihrer Zärtlichkeit, Fürsorge, Ansprache, Sicherheit, Ermutigung, Phantasie, Geduld, Hilfe, Solidarität, mit ihrem Trost und mit der Zeit, die sie sich nehmen. Starke positive Gefühle dem Kind gegenüber sind die Impulsgeber für diese Verhaltensweisen, aber der Grad ihrer Intensität ist nicht ausschlaggebend dafür, daß die Erziehung gelingt: »Liebe allein genügt nicht« (B. Bettelheim 1970). Vor allem ersetzt sie kein vernünftiges Handeln.

Was hier als »vernünftige« Liebe beschrieben wird, deckt sich nur teilweise mit der »vergeistigten« Liebe, von der *Pestalozzi* spricht; denn er hat nicht die kindlichen Bedürfnisse im Blick, sondern »geistige Anschauungen und Grundsätze«, d. h. eine Charakterform des Erziehers, die sich aus der Einübung ins Dulden, Leiden, Entsagen und Demütigsein ergibt. Wenn *Pestalozzi* jedoch von der Liebe fordert, sie dürfe nicht egoistisch sein und müsse über die Bedürfnisse des Augenblicks hinausweisen (was für Erzieher wie für Kinder gilt), so schlägt er damit den Bogen zum zweiten Pfeiler seiner »Empfehlung«, zur »Festigkeit«.

Zwischen ›Liebe‹ und ›Festigkeit‹ besteht ein Spannungsverhältnis. Die Liebe möchte stets bejahen, und sie fühlt sich bestätigt, wenn sie ihrerseits bejaht wird. Aber sie läuft Gefahr, von der Gegenbejahung abhängig zu werden, d. h. *ja zu sagen, damit sie bejaht wird*. Bis zu einem gewissen Grad ist das ein Grundbedürfnis jedes Menschen. Liebe ist nicht nur ein selbstloses Geschenk an andere, sondern stets auch Werbung für die eigene Person. Das läßt die Neigung, die eigene Akzeptanz zu erhöhen, so natürlich erscheinen – und zwar nicht nur bei den Müttern, wie *Pestalozzi* meinte.

Die Bereitschaft zur Bejahung des andern um jeden Preis kann sich vielfältig äußern: in übertriebener Nachsicht und Nachgiebigkeit, in Konfliktscheu, Verzärtelung, Überbehütung und im Vorwegnehmen wie in der bedingungslosen Erfüllung von Wünschen. Auch diese Verhaltensweisen haben in der Regel etwas gemeinsam, nämlich die Unfähigkeit, *nein zu sagen*. Sie entsteht nicht nur aus mangelnder Vorsicht gegenüber den eigenen Triebimpulsen oder aus moralisch zu bewertenden Charakterfehlern, wie *Pestalozzi* anzunehmen scheint, sondern hat ihre Ursache häufig in sozialisationsbedingten Entwicklungshemmungen und Regressionen. Menschen, die nicht die Chance hatten, ein sicheres Selbstbewußtsein aufzubauen und den Altruismus zu erlernen, stehen unter einem besonderen Kompensationszwang, der im Grunde nur das Ziel hat, sich eines Liebes-»Objekts« zu versichern.

Das wäre gleichsam der pathologische Fall mangelnder »Festigkeit«. Selbstverständlich gibt es dabei graduelle Unterschiede, und zweifellos sind manche Ursachen für die Verweigerung des Nein in besonderen biographischen oder situativen Bedingungen zu suchen. Wir wissen z. B., daß Elternteile bei auseinanderbrechenden Ehen sich die Zuneigung und Bindung ihrer Kinder durch Permissivität und Konsumangebote im wahrsten Sinne des Wortes erkaufen können – ein Vorwurf, der oft an die Adresse getrennt lebender Väter geht. Es ist bekannt, daß Großeltern die (vermeintlichen) Versäumnisse an den eigenen Kindern an ihren Enkeln wieder gutmachen wollen – oder einfach zu erschöpft sind, um deren Wünschen Widerstand entgegenzusetzen. Wir hören von Kindern, die nach langer Krankheit oder Krankenhausaufenthalt auch nach ihrer Gesundung hartnäckig die Fortsetzung der zuvor genossenen extensiven Zuwendung, Pflege, Bevorzugung und Hilfeleistung einfordern, und wie schwer es Eltern fällt, sich aus dem bisherigen Verhalten zu befreien und zur Normalität von »Liebe« und »Festigkeit« zurückzukehren.

Die Ursachen und Folgen mangelnder »Festigkeit« werden zumeist unter dem Stichwort »Verwöhnung« beschrieben und zwar weniger in der Erziehungswissenschaft, die dem Thema bisher noch keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, als vielmehr in der Psychologie und hier vor allem in der Tiefenpsychologie und in der lerntheoretisch orientierten Entwicklungspsychologie (vgl.: *H. Hierdeis* 1974, S. 40 ff.). Wie stark sich verwöhnende Handlungen (in der Regel finden sie sich in Familien oder zumindest in emotional getönten Beziehungen) auswirken, hängt von mehreren Faktoren ab: von der Intensität, Dichte, Dauer und Gleichförmigkeit der Interaktionen zwischen Erwachsenen und Kindern, von deren Alter und vom Vorhandensein konkurrierender Beziehungsmuster. Aber auch ohne die Effekte im Sinne *Pestalozzi's* dramatisieren oder gar dämonisieren zu wollen, wird man sagen können, daß eine verwöhnende Erziehung den Kindern und ihrer Umgebung das Leben schwer macht. Verwöhnte Kinder fallen ihrer Umwelt zumindest auf die Nerven und steigern das Konfliktpotential, weil sie mehr Ansprüche an andere stellen als an sich selbst, zur Unterdrückung anderer neigen und wenig Gemeinschafts- und Verantwortungsgefühl entwickeln (vgl.: *K. Singer* 1980, S. 421 ff; *M. und W. Biebl* 1980, S. 823 ff; *E. Ringel* und *G. Brandl* 1980, S. 246 ff; *E. B. Hurlock* 1972, S 265). Da Gleichaltrige oder Außenstehende meist wenig Lust zur Erfüllung individueller Sonderwünsche und zu Unterordnung verspüren, wird, wer sich nicht anpassen kann, ausgegrenzt.

Die eigentlichen Probleme ergeben sich aber für die Persönlichkeitsentwicklung verwöhnter Kinder. So hat *Alfred Adler* schon vor mehr als fünfzig Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß eine elterliche Erziehung, die »dem Kind die Mitarbeit in seinem Verhalten, Denken und Handeln überflüssig macht« (1933, S. 99), es in eine Anspruchshaltung hineintrainiert, die nur enttäuscht werden kann und die, wenn die Illusion zerstört worden ist, in eine depressiv-feind-

selige Einstellung gegenüber dem Leben überhaupt umschlägt (1933, S. 100). Es fällt ihnen schwer, sich selbst und die zentralen Lebensprobleme wie Gemeinschaft, Arbeit und Liebe richtig einzuschätzen (1933, S. 38). In ähnlicher Weise sieht die Entwicklungspsychologie aus einer verwöhnenden Erziehung Passivität, Unselbständigkeit, geringe Belastbarkeit und ängstliche Unsicherheit (die durchaus durch ein auftrumpfendes Verhalten überdeckt sein kann) entstehen.

Auf eine plausible Spur führt in diesem Zusammenhang der Mediziner und Analytiker R. Spitz, der in den fünfziger Jahren die Beziehungen zwischen Mutter und Säugling bzw. Kleinkind erforscht hat. Er nimmt an, daß das Kind schon gegen Ende des ersten Lebensjahres durch elterliche Verbote, die ihm durch Symbole wie Kopfschütteln, erhobener Zeigefinger, ernster Gesichtsausdruck und Aussprechen der Verneinung vermittelt werden, das *Nein* erlernt. Die gehäufte Erfahrung dieses »Nein!«, ausgelöst durch seine Orientierungsversuche in der Welt der Dinge, führt zu einer Unlusterfahrung, die durch Identifikation mit der verbietenden Person in Aktivität umgewandelt wird: Das Kind bedient sich selbst des »Nein!«, um damit seine Frustration gegenüber den Eltern abzubauen. In diesem Vorgang liegt zugleich eine erste Lösung aus der narzißtischen Bindung an die Eltern (R. Spitz 1970, S. 41 ff, 52):

»Die Erwerbung des ›Nein‹ ist der Indikator für die nun erreichte Stufe der Autonomie, für die Wahrnehmung des ›Anderen‹ und die Gewahrung des ›Selbst‹. Es bezeichnet den Beginn einer Neustrukturierung der Denkvorgänge auf einer höheren, komplexeren Ebene. Es gibt den Anstoß zu einer ausgedehnten Ichentwicklung, in deren Rahmen die Vorherrschaft des Realitätsprinzips über das Lustprinzip immer ausgeprägter wird« (111; Hervorhebung durch R. Spitz).

Spitz fragt nicht danach, was geschieht, wenn dieser Lernvorgang ausfällt, und von »Verwöhnung« spricht er schon gar nicht. Aber seine Erklärung unterstützt die individual- und entwicklungspsychologischen Erkenntnisse: Das »Nein«, der Widerstand, die »Festigkeit« der Erwachsenen sind – immer auf der Basis liebevoller Zuwendung – unerlässlich für die Persönlichkeitsentwicklung. Ihre Verweigerung aus Unfähigkeit, Schwäche, Bequemlichkeit oder Kalkül kann die Chance des Kindes verringern, zu sich selbst zu kommen, seine Fähigkeiten zu erkennen und einen anerkannten sozialen Ort zu finden. Wie umgekehrt eine Erziehung aussehen könnte, die den kindlichen Triebwünschen Grenzen setzt, hat der Verhaltensbiologe B. Hassenstein in vier »Warnungen« und vier »Appellen« ausgedrückt (1978, S. 368 f.):

»Die *Warnungen* lauten:

- nicht zu früh mit der Erziehung zum Triebaufschub und -verzicht anfangen (erst um die Wende zum 2. Lebensjahr), und sie ganz allmählich einsetzen lassen
- nie mehr Verzichte fordern als Bedürfnisse befriedigen
- Verzichte nicht als Selbstzweck fordern
- keine Beherrschung von Bedürfnissen fordern, die für ein Kind von Natur aus unbezähmbar sind (z. B. Bewegungsdrang).

Die *Appelle* lauten:

- Triebaufschub und -verzichte stets um solcher Ziele willen verlangen, die auch das Kind anerkennt (den Eltern Schaden ersparen; alten Menschen, Kranken, Tieren und Pflanzen Gutes tun)
- Triebverzicht für das Kind nicht enttäuschend sein lassen, z. B. Versprechungen, aufgrund derer ein Kind Verzicht leistete, sorgfältig einhalten
- selbst immer wieder anderen zuliebe Triebaufschub und Triebverzicht auf sich nehmen (Nachahmungsvorbild); wer sich selbst vor den Augen der Kinder jeden aufkommenden Wunsch nach Genuß oder Bequemlichkeit unverzüglich erfüllt, versagt den Kindern diese entscheidende Hilfe

– als wichtigstes Ziel erkennen, daß das Kind den Triebaufschub und Triebverzicht zur eigenen Sache macht und dadurch einen Freiheitsspielraum gewinnt, der ihm sonst verschlossen bleibt.«

Dem wäre nichts hinzuzufügen – außer, daß auch eine Erziehung, die zwischen »Liebe« und »Festigkeit« zu balancieren gelernt hat, sich nicht in geschichtslosen, gesellschaftsfreien Räumen abspielt. Gerade die gegenwärtige Situation ist aber durch eine Produktions- und Verbrauchsideologie gekennzeichnet, derzufolge Wünsche geweckt und rasch befriedigt werden müssen, damit die Wirtschaft floriert und der allgemeine Wohlstand zumindest erhalten bleibt. Daß der Konsum das Individuum nur bis zu einem gewissen Grad zu befreien vermag und daß jenseits der Grenze die Ohnmacht des Konsumenten zunimmt, wissen noch immer zu wenige. Daß eine auf Konsumsteigerung hin orientierte Wirtschaft die Lebensgrundlagen aller zerstört, erkennen mehr und mehr Menschen. Allgemeingut ist diese Einsicht nicht. Die Gesellschaft hat (wir haben) eine »Welt der schönen Bilder« (*S. d. Beauvoir*) hergestellt; sie ist »die fiktive Welt des Verwöhnten« (*A. Adler* 1933, S. 96) – nur daß es sich heute nicht mehr um ein nur individuelles, sondern auch um ein kollektives Phänomen handelt. Darin liegt der einschneidendste Unterschied zur Zeit *Pestalozzis*. So werden »Liebe und Festigkeit« ihre pädagogische Funktion nur erfüllen können, wenn die Erzieher auch lernen, aufzuklären und politisch zu handeln.

Literatur

- Adler, A.: Der Sinn des Lebens. Wien 1933
- Beauvoir, S. de: Die Welt der schönen Bilder. Reinbek 1971
- Bettelheim, B.: Liebe allein genügt nicht. Die Erziehung emotional gestörter Kinder. Stuttgart 1970
- Biebl, M. und Biebl, W.: Familienstruktur und Entwicklung, in: W. Spiel, Hg. Bd. XII, S. 823 ff.
- Delekat, Fr.: Johann Heinrich Pestalozzi. Der Mensch, der Pädagoge und der Erzieher. Leipzig 1926
- Guyer, W.: Pestalozzi aktueller denn je. Zürich 1975
- Hassenstein, B.: Verhaltensbiologie des Kindes. München, Zürich 2. Aufl. 1978
- Hierdeis, H.: Verwöhnung als pädagogisches und gesellschaftliches Problem, in: J. Buchmann und H.-D. Braun, Hg.: Erziehung und Fortschritt. Hinweise zur Verwirklichung des Mensch- und Christseins in unserer Konsumgesellschaft. Hamm 1974, S. 40 ff.
- Hierdeis, H.: Der pädagogische Bezug zwischen Lehrer und Schüler in der Vergangenheit. Konzepte und Fakten, in: A. Schnitzer, Hg.: Der pädagogische Bezug – Grundprobleme schulischer Erziehung. München 1983, S. 53 ff.
- Hurlock, E. B.: Die Entwicklung des Kindes. Weinheim 1972
- Liedtke, M.: Johann Heinrich Pestalozzi in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbeck 6. Aufl. 1979
- Lohner, H. und Schohaus, W.: Heinrich Pestalozzi. Mutter und Kind. Eine Abhandlung in Briefen über die Erziehung kleiner Kinder. Leipzig 1924
- de Mause, Ll.: Hört ihr die Kinder weinen? Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit. Frankfurt 1977
- Pestalozzi, J. H.: Sämtliche Werke (=PSW) Kritische Ausgabe. Zürich 1927 ff. (begründet von A. Buchenau, E. Spranger und H. Stettbacher)
- v. Rappard, I.: Die Bedeutung der Mutter bei H. Pestalozzi. Bonn 1961
- Ringel, E. und Brandl, G.: Der Beitrag Alfred Adlers zur Praxis und Theorie der Erziehung, in: W. Spiel, Hg., Bd. XI, a. a. O., S. 246 ff.
- Rutschky, K.: Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung. Frankfurt 1977
- Rutschky, K.: Deutsche Kinderchronik – Wunsch- und Schreckensbilder aus vier Jahrhunderten. Köln 1983
- Singer, K.: Psychisch bedingte Lernstörungen im Kindes- und Jugendalter, in: W. Spiel, Hg., Bd. XII, a. a. O., S. 421 ff.
- Spiel, W., Hg.: Konsequenzen für die Pädagogik 1+2. Entwicklungsmöglichkeiten und erzieherische Modelle (= Die Psychologie des 20. Jahrhunderts Bd. XI und XII). Zürich 1933
- Spitz, R.: Nein und Ja. Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Stuttgart 2. Aufl. 1970
- Wittig, H.: Studien zur Anthropologie Pestalozzis. Weinheim 1952

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der
Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1989

Band/Volume: [1989](#)

Autor(en)/Author(s): Hierdeis Helmwart

Artikel/Article: [Liebe und Festigkeit Gedanken zu einem Brief J H.
Pestalozzis 316-326](#)